

# Laudatio auf Nele Pollatscheks Roman „Das Unglück anderer Leute“ anlässlich der Verleihung des Förderpreises zum Hölderlinpreis

---

Es gibt ja manchmal komische Zufälle. Einer war der folgende: Als ich Nele Pollatscheks „Das Unglück anderer Leute“ das erste Mal las, erzählte mir – in einem vollkommen anderen Zusammenhang – ein befreundeter Lektor eine wahre Geschichte, die direkt aus diesem Roman hätte stammen können. Weil ich nicht weiß, ob ich autorisiert bin, sie weiterzuerzählen, muss ich sie leider anonymisieren, aber sie handelt von einem Schriftsteller, der heute in Berlin lebt, in den 70er Jahren in Frankfurt studierte und dort die Angewohnheit hatte, Woche für Woche Lotto zu spielen – woraufhin ihn eines Tages einer jener Besserwisser, die damals unter Frankfurter Studenten noch durchaus verbreitet waren, aufklärte, dass Lottospielen nicht nur unglaublich bürgerlich, sondern auch vollkommen sinnlos sei, weil ja die Wahrscheinlichkeit im Lotto zu gewinnen, nicht größer sei als die, vom Blitz erschlagen zu werden. So weit, so offensichtlich und nicht weiter der Rede wert, wenn nicht jener ideologiekritische Besserwisser noch am selben Nachmittag – kein Witz – vom Blitz erschlagen worden wäre.

Auch da könnte man – wenn es nicht so tragisch wäre – von einem „komischen Zufall“ sprechen. Ein komischer Zufall, das ist eine Abfolge von Ereignissen, die so unwahrscheinlich ist, dass sie einer Romanschriftstellerin von ihrem Lektor gnadenlos aus dem Manuskript gestrichen würde – zu unglaublich, zu offensichtlich erfunden.

Nele Pollatscheks Roman ist voll von solchen komischen Zufällen. Der Roman gipfelt in einer Kette von absurden Unglücksfällen, der innerhalb weniger Tage die gesamte Familie der Erzählerin, einer 28jährigen Oxford-Studentin namens Thene zum Opfer fällt.

Das ist sehr komisch – aber warum ist es auch noch ausgezeichnete Literatur? Kurz gesagt deshalb, weil die Autorin den Zufall als erzählerische Chance begreift. Nele

Pollatschek, die von 2010 an in Cambridge und Oxford, also in England studiert hat – weiß natürlich, dass im Englischen Zufall und Chance mit ein und demselben Wort bezeichnet werden – nämlich „chance“ – und tatsächlich hängen in Ihren Roman Zufall und Möglichkeit des Erzählens auf eine ziemlich raffinierte Weise zusammen.

Der Zufall treibt die Figuren dieses Roman, allem voran die Erzählerin Thene, an den Rand des Wahnsinns, und in einigen Fällen auch einen Schritt weiter. Dieser Wahnsinn, der nicht zufällig an Woody Allen erinnert, dieser Wahnsinn wurzelt in der kontingenten und gleichzeitig unentrinnbaren Schicksalsgemeinschaft namens Familie: Warum, so fragt sich die Erzählerin immer wieder, warum kann man sich ausgerechnet die Menschen, die einem das Leben am schwersten machen, nicht selbst aussuchen; warum muss man mit dem Ergebnis einer genetischen Lotterie leben, für die man sich noch nicht mal ein Los gekauft hat.

Und Thene hat in dieser Hinsicht wirklich jede Menge Nieten gezogen: Ihre Mutter ist eine deutsch-jüdische Ex-Punkerin und Bloggerin, die ständig damit beschäftigt ist, die Welt zu retten. Ihr Vater ist Kulturjournalist – was ja schon verrückt genug wäre. Aber er hält sich eben auch noch für das uneheliche und nach Ostdeutschland verbannte Kind der englischen Königin und entdeckt urplötzlich, dass er schwul ist und seine Familie verlassen muss. Dazu kommen eine Großmutter, der es nur gut geht, wenn sie sich ordentlich aufregen kann, sowie diverse Stiefväter und dazugehörige Halbgeschwister, die alle auf ihre Weise einen Hau haben. Sich der emotionalen Übergriffigkeit dieser egomanischen Familienbande zu entziehen, das wird für die Erzählerin zur existentiellen, aber auch zur philosophischen Herausforderung.

Diese Gefangenheit in einer Familienkonstellation ist nämlich ein Spezialfall jenes Problems, mit dem sich Nele Pollatschek ebenfalls in ihrer Doktorarbeit herumschlägt, der sogenannten „Theodizeefrage.“ Für diejenigen, die ihren Leibniz oder Voltaire am Sonntagmorgen gerade nicht mental zur Hand haben: Das Theodizeeproblem dreht sich um die Frage, wie es Freiheit in einer Welt gegeben kann, die ein allmächtiger und grundgütiger Gott geschaffen hat. Wenn es so etwas wie freies Handeln in dieser Welt gibt, dann wäre jenes höhere Wesen, das wir so verehren, nicht wirklich allmächtig; gibt es aber keine Freiheit in der Welt, dann wäre Gott für alles, was geschieht, also auch für das Böse, verantwortlich – und müsste zu

Recht befürchten, dass ihm das Prädikat „grundgütig“ ziemlich bald aberkannt würde. Also eine Kopfnuss von metaphysischem Ausmaß, das Ganze.

So weit ich weiß, harrt die Doktorarbeit, die Nele Pollatschek über das „Theodizeeproblem und die Viktorianische Literatur“ schreibt, immer noch der Vollendung, und ich will natürlich in keiner Weise den akademischen Elan unserer Preisträgerin bremsen, aber an dem Theodizee-Problem haben sich schon die größten Geister der Philosophiegeschichte ihre klappernden Zähne ausgebissen. Tatsächlich liegt der Verdacht nahe, dass dieses Problem überhaupt nicht wissenschaftlich sondern ausschließlich erzählerisch zu lösen ist; denn genau dieses Kunststück ist Nele Pollatschek in ihrem Debütroman bravourös gelungen.

Wie ihr das gelungen ist - das müssen und sollten Sie natürlich in erster Linie lesen, zumal sich diese Lösung allein im Lesevorgang vollzieht. Ich kann hier nur kurz andeuten, dass es in besonderer Weise mit dem „komischen Zufall“ zu tun hat: Nele Pollatschek befreit ihre Erzählerin aus der familiären Gefangenschaft durch eine absurde Ereigniskette, die vollkommen unwahrscheinlich, aber eben auch sehr, sehr komisch ist. Und es ist genau diese Komik, die die Möglichkeit eröffnet, dieses Geschehen nicht als göttlich vorherbestimmtes Schicksal, sondern als – wie der Engländer gerne sagt – „shit that happens“ zu begreifen.

Wenn das extrem Unwahrscheinliche eintritt – zum Beispiel ein Blitzschlag nach einer Lottowahrscheinlichkeitsbelehrung – dann gibt es zwei Möglichkeiten, darauf zu reagieren: Wir können diese Ereignisfolge als beunruhigenden Hinweis auf den Plan einer höheren Macht ernst nehmen, oder wir interpretieren sie als komischen Zufall ohne höhere Bedeutung. Letzteres ist nicht trivial. Diese ‚transzendente Obdachlosigkeit,‘ von der man in diesem Zusammenhang gerne spricht, erfordert einen gewissen Grad an Kaltblütigkeit und Mut. Es erfordert den Mut, sich gerade nicht auf Pläne, Traditionen oder Zusammenhänge, die über die individuelle Existenz hinausgehen, aufgehoben zu fühlen. Auch dieser beunruhigenden Einsicht muss sich Nele Pollatscheks Erzählerin schlussendlich stellen, aber es ist genau diese Einsicht, die den Raum der Freiheit in einer scheinbar determinierten Welt eröffnet.

Fundamentalisten lachen nicht über unwahrscheinliche Ereignisse; sie interpretieren sie todernst und voller Ehrfurcht als Beweis für die Existenz Gottes und das Wirken seines universellen Plans. Wer unwahrscheinliche Geschichten ernst nimmt, der möchte sich selbst als Marionette eines übergeordneten Willens sehen.

Wer hingegen solche Ereignisse zum Gegenstand der Komik machen kann, der beweist damit die Möglichkeit der eigenen Freiheit - was auch die Möglichkeit beinhaltet, diesem einen Masterplan Gottes („god's plot“) unendlich viele eigene Geschichten („man's stories“) entgegenzusetzen.

Uns genau das ist jenseits aller brillanten Komik, aller Frechheit, aller Originalität, die diesen Debütroman auszeichnet, das Erstaunlichste an ihm: dass er sich auf wunderbar leichte und humorvolle Weise der Aufgabe stellt, die aus meiner Sicht die einzige ernst zunehmende Aufgabe der Literatur ist, nämlich die Bedingungen der Möglichkeit des eigenen schriftstellerischen Freiraums zu erkunden, d.h. sich selbst den Freiraum zu schaffen, den es braucht, um so etwas Verrücktes und Häretisches zu tun, wie Welten zu erfinden, die es nicht gibt und aus orthodoxer Sicht nicht geben sollte. Es ist nicht zuletzt diese Freiheit, die sich jede Autorin, jeder Autor immer wieder erkämpfen muss, um dem Diktat der Realität nicht alternative Fakten, sondern alternative Fiktionen entgegenzusetzen und damit den Raum für die eigene Kreativität zu öffnen, oder um, wie es sich an dieser Stelle gehört, mit Hölderlin zu sprechen: „Komm! ins Offene, Freund! ... fast will / Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.“

Tatsächlich soll der Förderpreis zum Hölderlinpreis Schriftsteller, die am Anfang Ihrer Karriere stehen, dazu zu ermutigen, diesen Gang ins Offene unerschrocken weiter zu wagen, sich diese Freiheit auch weiterhin zu nehmen. Allerdings glaube ich gar nicht, dass Nele Pollatschek diese Ermutigung nötig hat. So viel ich weiß, schreibt sie schon wieder weiter – und zwar am nächsten Roman.

Apropos Weitermachen – was den Schriftsteller vom Anfang meiner Ausführungen betrifft – so hat der, nach allem, was man weiß, unbeirrt weiter gemacht mit dem Lottospielen, und – das wird Sie nicht überraschen – bis heute keinen nennenswerten Gewinn verbuchen können.

Ich will jetzt nicht behaupten, dass der Förderpreis zum Hölderlinpreis so etwas wie ein 6er im Lotto sei, aber die Wahrscheinlichkeit, ihn als debütierende deutschsprachige Schriftstellerin zu bekommen, ist zum Glück größer, als vom Blitz erschlagen zu werden – was immer diese Einsicht wert sein mag. Es ist jedenfalls eine durchaus vernünftige Entscheidung, Romane zu schreiben und nicht Lotto zu spielen, und glücklicherweise hat Nele Pollatschek diese Entscheidung getroffen.

Man soll sich ja nicht über das „Unglück anderer Leute“ freuen – heute darf man das.  
Vielen Dank für diesen Roman und herzlichen Glückwunsch.

Alf Mentzer

Bad Homburg, 11.6.2017